

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 16 (1936-1937)
Heft: 8

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bücher Rundschau

Napoleon I.

Octave Aubry: Sankt Helena. I. Die Gefangenschaft Napoleons. II. Der Tod des Kaisers. — Eugen Rentsch Verlag, Erlench-Zürich.

In uns allen lebt Napoleon als Mythos. Wir sehen ihn in unserm Geiste als den kleinen Korporal der vollstümlichen Lieder Bérangers. Er ragt empor als der Heros, als der in seinen Ideen seiner Zeit Vorauseilende, wie er in Dichtungen und Aussprüchen Hugos, Manzonis, Byrons, Goethes ersteht. Der Welt-eroberer endet auf einem kleinen Felseneiland, in einer Behausung, die nach seinem Tode als Stall und Scheune Verwendung fand. Es ist unmöglich, die tragische Vision aus unserm Innern zu verbannen; auch Octave Aubry beschwört sie. Zwar tritt er an die Gestalt des gefangenen Napoleons heran nicht als hinreißender Deklamator wie der Gefährte Napoleons Las Cases in seinem berühmten „Memorial von St. Helena“. Als gewissenhaften, abwägender Gelehrter stützt er sich auf die zahlreichen, einander widersprechenden Quellen. Er führt uns dabei nahe, vielleicht allzu nahe zum gefällten Riesen, sodaß uns manchmal über den Einzelheiten die große Kontur verloren geht. Das liegt an seinen Quellen. Das ganze Gefolge Napoleons auf St. Helena vom Oberhofmarschall Bertrand an, dessen Tagebücher zwar heute noch nicht der Forschung zugänglich sind, bis hinab zum Mamelucken Ali — alle vom Hofe des Gestürzten haben Aufzeichnungen über seine Lebensweise in der Verbannung gemacht. Die Darstellungen der Franzosen werden ergänzt durch die Berichte der Kommissäre, welche Österreich, Frankreich und Rußland nach St. Helena sandten. Eine der Hauptquellen Aubrys sind auch die unendlich ausführlichen täglichen Notizen Sir Hudson Lowes von 1816—1822. Bis auf Aubry sind sie immer nur im Auszug benutzt worden, den Forsyth zur Ehrenrettung des englischen Gouverneurs verfertigte. Durch sorgfältiges Vergleichen der verschiedenen Berichte unter einander gelangt Aubry zu einem bestimmten Urteil über die Glaubwürdigkeit und damit über den Charakter ihrer Verfasser. Einige der Memoirenschreiber haben nach dem Tod Napoleons ihre Tagebuchblätter für die große Menge bearbeitet. Der characterschwache Ireländer O'Meara hauptsächlich schuf das Bild des „Scheusals“ Lowe. Der Arzt Antommarchi, der mit Kopien nach einer Totenmaske Napoleons handelte, verfälschte zu seinen eigenen Gunsten sein Verhältnis zum Kaiser. Die einstigen Gegner auf St. Helena, Graf Montholon und General Gourgaud vereinigten sich 1823 zu den „Mémoires pour servir à l'histoire de France“. So manches wurde geglättet oder verzerrt, was Aubry richtig stellen oder ergänzen muß. Die oft unwürdigen Szenen, auch im Lager der „Getreuen Napoleons“, die in den beiden Bänden an uns vorüberziehen, erschüttern auf ihre Art als unvermeidliche „Comédie humaine“.

Nach seiner Abdankung als Kaiser schwebte Napoleon das Dasein eines Gelehrten und Weltumseglers vor; er wünschte sich einen Gefährten, der ihn mit dem damaligen Stand der Naturwissenschaften bekannt machen könne. Von der heiligen Allianz bedroht, unter deren Schutze die Bourbonen nach Frankreich zurückkehrten, betrat er bekanntlich unter Anrufung des Gastrechts freiwillig in Rochefort das Kriegsschiff Bellerophon, das ihn nach Plymouth brachte. Der „Verrat der englischen Regierung“ begann in dem Augenblicke, als Admiral Keith, der Oberbefehlshaber der britischen Flotte, Napoleon zum ersten Male mit dem Titel „General“ anstatt mit „Kaiser“ anredete. Der englische Unterstaatssekretär bezeichnete als Internierungsort des Gefangenen St. Helena. Napoleon appellierte an die „britische Ehre“. Während seines ganzen Aufenthaltes auf der Insel beanspruchte er die Würde eines Monarchen; sein Stolz verlangte die Bewahrung der Etikette. Die Alliierten betrauten England, das St. Helena von der ostindischen Kompagnie für die Dauer der Gefangenschaft erworben hatte, mit der alleinigen Verantwortung für die Bewachung. Die Kommissäre der übrigen Staaten hatten sich nur von der Anwesenheit Napoleons auf der Insel zu überzeugen. Die geringsten Bewegungen des Kaisers wurden durch einen in Longwood, der Behausung Napoleons, selbst

aufgestellten Lufttelegraphen dem Gouverneur mitgeteilt, und ein englischer Wacht-offizier hatte den strikten Befehl, den „General“ jeden Tag zu Gesicht zu nehmen. Wie lästig Napoleon diese Vorkehrungen fühlte, geht daraus hervor, daß er sich hartnäckig vor seinen Wächtern verbarg, und selbst gelegentlich vor einer Mystifikation nicht zurückschreckte. Auf jede, zuweilen romantisch heimliche Weise, suchten die Franzosen das Ohr Europas, vor allem der englischen Nation für ihre „Remontrance“ zu gewinnen. Dies führte einerseits zu einer Interpellation im englischen Oberhaus über die Behandlung des Gefangenen und anderseits zu Gegenmaßnahmen des Gouverneurs. Das Café wurde wegen verbotener Korrespondenz mit dem Ausland verhaftet und mußte das Geland verlassen. Wie sich die Jahre der Verbannung mehrten, schwand die Hoffnung auf ein Entkommen, sei es durch die Flucht nach Amerika auf einem befreundeten Schiff, sei es infolge eines Kabinettswechsels in Amerika oder einer Revolution in Frankreich. Die Längeweile gähnte aus jedem Winkel, und der Mangel an Zerstreuung, das allzunähe Beisammenwohnen des Gefolges führte zu Reibereien. Das von der englischen Regierung als gesund gerühmte Klima St. Helenas enthüllte sich auf der Plattform von Longwood als nebelreich und Monate hindurch vom Passatwind beherrscht. Die Leberentzündung war häufig bei den Eingebornen; der Gesundheitszustand der Franzosen machte die Heimkehr des einen oder andern nötig. Während in Paris und London das Elaborat des Genfers Lullin de Chateaubrieur „Manuscrit venu de Ste. Hélène d'une manière inconnue“ einen gewaltigen Erfolg errang und selbst der Papst Pius VII. an den englischen Prinzregenten zugunsten Napoleons schrieb, reichten sich in Longwood die einförmigen Tage aneinander, und eine graue Zukunft, in welcher der Kaiser körperlich immer mehr verfiel, stand bevor. Napoleon hoffte vielleicht im Anfang durch sein Leiden einen Druck auf die öffentliche Meinung auszuüben; er wurde aber sogar von seiner nächsten Umgebung, geschweige denn von den Engländern als Hypochonder betrachtet. Während seit Jahren der Krebs seine Eingeweide zerstörte, hielt noch 5 Tage vor seinem Tode der englische Arzt, den Napoleon endlich neben Antommarchi annahm, seine Krankheit nicht für lebensgefährlich.

Die große Familie Napoleons lebte in alle Winde zerstreut. Drei Glieder derselben, „Madame mère“, ihr Halbbruder Kardinal Fesch und ihre Tochter Pauline Borghese, bewohnten Rom. Eine deutsche „Seherin“, nach Ansicht Aubrys eine Spionin Metternichs, behauptete vor ihnen, durch die Heilige Jungfrau erfahren zu haben, Napoleon sei nicht mehr in St. Helena. Auf die Aufforderung aus Longwood hin, die nach Europa Zurückgekehrten zu ersetzen, ließ Fesch Statisten, d. h. mittelmäßige Persönlichkeiten, darunter Antommarchi und zwei katholische Priester, abgehen in der Überzeugung, die Engländer hätten Napoleon an einen andern Ort verbracht. In einem Briefe an Las Cases vom 31. Juli 1819 zweifelt Fesch nicht daran, daß der Oberhofmarschall Graf Bertrand von Lome gezwungen werde, an Las Cases so zu schreiben, als ob der Gefangene noch auf der Insel weile. Mitte August 1819 setzte Napoleon zum ersten Male ein Testament auf, das am 13. April 1821 durch seine endgültigen letzten Willensverfügungen ersetzt wurde. Napoleon äußerte einmal: „Auch das Unglück hat sein Geldentum und seinen Ruhm. Meiner Lebenskurve hat das Mißgeschick gefehlt. Wäre ich auf dem Throne, in den Wolken meiner Allmacht gestorben, so wäre ich für viele Menschen ein Rätsel geblieben. Heute kann man mich in meiner Nacktheit beurteilen.“ In seinem Testament fühlt er sich noch einmal als Gebieter. Vor seiner Abreise aus Paris hatte er dem Bankhause Cassitte ein Vermögen übergeben, das mit den Zinsen zu über 31½ Millionen angewachsen war. 2 Millionen werden dem Grafen Montholon, der seine ganze Gunst zu erwerben wußte, zugedacht, während Graf Bertrand nur mit einer halben Million, der Kammerdiener Marchand mit 400 000 Franken belohnt werden. Seine Privatdomänen sollen zur Hälfte alle Offiziere und Soldaten erben, die von der Armee, welche von 1792—1815 kämpfte, übrig blieben, zur andern Hälfte die französischen Städte und Landschaften, welche durch feindliche Einfälle gelitten haben. Da Napoleon wohl fühlt, daß diese Domänen von den Bourbonen nicht herausgegeben werden, hofft er, daß Marie Luise und sein Stiefsohn Eugen eine Summe von etwa 4 Millionen zur Erfüllung seines Testaments beisteuern. Erst 1853 unter Napoleon III. werden 8 Millionen von den Kammern bewilligt, um die Vermächtnisse Napoleons zu vervollständigen. Seiner Familie,

insbesondere seinem Sohne vermachte der Kaiser nur persönliche Andenken. Dem jungen Herzog von Reichstadt werden niemals die Geschenke seines Vaters ausgeliefert, wohl aber vernimmt der Heranwachsende die „Letzten Ratschläge an meinen Sohn“, die lange als ein Fabrikat Montholons gegolten haben, von Aubry aber als echt betrachtet werden. Durch den greisen Priester Buonavita, der aus Gesundheitsrücksichten nach Italien zurückgekehrt ist, kommt der Familie endlich die sichere Kunde zu von dem traurigen Zustande Napoleons. Pauline beschließt, nach St. Helena zu reisen, und in Briefen vom 14. Juli 1821 fordert Madame mère alle Familienglieder flehentlich auf, dafür zu sorgen, daß Napoleon von St. Helena wegkomme. Erst 8 Tage darauf gestand ihr Fesch, daß der Sohn am 5. Mai gestorben sei. Fast zwanzig Jahre später stehen einige Überlebende aus dem Gefolge Napoleons auf St. Helena am Grabe des Kaisers im Geraniumtal. Zu nächtlicher Stunde, unter Regenschauern, wird das Grab geöffnet und die wunderbar erhaltene Leiche erkannt. Ein Orléans, der jüngste Sohn des Königs Louis Philippe, nimmt den Sarg auf in seinem mit schwarzem Sammet ausgeschlagenen Schiff. Nach einer Reise von drei Monaten kehrt der tote Napoleon heim in seine Stadt Paris. Glockengeläute und Kanonendonner vermögen den brausenden Ruf der Menge nicht zu übertönen: Vive l'empereur! — Die in Paris akkreditierten Diplomaten der europäischen Mächte hatten beschlossen, um Louis Philippe zu ärgern, der sich mit der Überführung der Leiche Napoleons populär machen wollte, an der Beisetzung nicht teilzunehmen. Der Versuch des Prätendenten Charles Louis Napoleon, in Boulogne zu landen, scheiterte zu eben derselben Zeit kläglich; aber 1852 wurde der Reize Napoleons durch Volksbeschluß zum Kaiser proklamiert unter den höchsten Erwartungen auf „prospérité et paix“, die Napoleon III. als „Testament“ des großen Korjen in sein Regierungsprogramm aufnahm. —

Helene Meyer.

Christlicher Aufruf.

Der Furcheverlag Berlin, der sich die Bemühung um Dinge des Christentums zur dringlichen Aufgabe stellt, bringt drei schlichte, schmale Bändchen heraus, die, gedämpfter oder heller, von der Macht und Stärke lebendigen Glaubens künden. Das Religiöse ist wie ein zarter Faden bald sichtbar, bald verborgen in das Gewebe gewirkt, welches **Julie Schlosser** als „**Die Kindheit meiner Mutter**“ wiedergibt. Die ernste, weite Landschaft Estlands, politisch und kulturell ins Russische verzahnt, doch fern seiner Tiefe, nur seine Schwächen und Erbärmlichkeiten schmeckend, dieses einsame Estland ist der Schauplatz einer schweren, reich ausblühenden Kindheit. Menschen von Adel an Geburt und Seele stehen unter dem zermürbenden Druck der Armut, die einem feinen Staube gleich sich über das Kindesglück der scheuen, heftigen und stolzen Villa von Rehinder legt, ohne Aufsichtung und Rückhalt vom Religiösen her. Wo denn die kleine Villa in den Kreis erfahrenen Christentums tritt, fallen die Dunkelheiten ihres Wesens von ihr ab. So geschieht ihr in dem estländischen Adelsstift, in welchem sie ihre Bildungsjahre verbringt und das ihr zur innigst und nachhaltend geliebten Heimat wird. Julie Schlosser schildert die herbe, fordernde, klar prägende Erziehung daselbst durch eine Frau, welche, um Psychologie und Pädagogik unbekümmert, aus der unversiegbaren Fülle ihres Glaubens wirkt. Für Villa, deren Herz rasch und voll für sie aufgeht, wird sie zum Segen. Die Verfasserin erzählt in liebevoller Nachgestaltung des Seelischen frisch und bildhaft von dem heranwachsenden Mädchen und seiner Umgebung und wenn sie mitunter in klarer Formung versagt, so verzeihen wir ihr es gerne um der dichterischen Schönheit willen, die sie die Menschen zusammen schauen läßt mit der estländischen Landschaft in ihrer fruchtbaren Stille, ihren späten, schauernd erwarteten Frühlingen und den Wundern der blauen Nordlichter.

In einem zweiten Bändchen gibt **Georg Helbig** eine Neuauflage von Briefen des Johannes Wichelhaus unter dem etwas kanzelhaften Titel „**Der Herr der Herrlichkeit**“. Der Verfasser der Briefe hat um die Mitte des vorigen Jahrhunderts an der Universität Halle als Theologe gewirkt, ausschließlich der Darlegung des Evangeliums zugewandt, der Philosophie sowie aller zünftigen Wissenschaft von Grund auf feindlich. Das Ziel reinen Christentums und die Strenge der Abgrenzung gegen

die Welt gemahnen an Kierkegaard. In der Beschränkung und vollen Sammlung auf das Buch der Bücher gewinnt Michelhaus den theologischen Meinungen und Streitigkeiten gegenüber seinen unerschütterlich fest behaupteten Platz. Seine Sprache, ganz von der Bibel durchtränkt, die diesen Geist bis ins Letzte erfüllt, wirbt mit eindringlicher Kraft. Wie Pascal geht er von der Verworfenheit des Menschen aus, welcher die Herrlichkeit Gottes zerschmetternd und zugleich erlösend entgegensteht, denn dem Zerknirschten und Zitternden erwächst, keimhaft drängend, die Bereitschaft zum Göttlichen, das in der Gnade sich ihm öffnet. Die Schwere menschlicher Schuld aber mag jeder an der Schwere des Erlösertodes ermessen. Michelhaus formt sich die Christusgestalt aus dem geistigsten der Evangelien, dem des Johannes, er füllt sie mit dem Stoff der Apostelbriefe und belegt die Ewigkeit ihrer Heilsbedeutung aus der Prophetie des Alten Testaments. Was ist die Gerechtigkeit des Christen? wird gefragt. Sie erfüllt sich nicht im Werk, sie ist lebendig im Glauben. Der Glaube ist das Ganze, was vom Menschen verlangt wird und alles Andere, ja selbst den Glauben als Inhalt der Christusbotschaft, trägt uns Gott zu. Gemeinschaft mit Gott hat keiner durch sich selbst, sondern allein durch das Wort und dieses zu künden, stellt Michelhaus als Aufgabe vor die Prediger, an die seine Briefe gerichtet zu sein scheinen. In der klaren Erkenntnis und unerschrockenen Durchsehung der Einsicht, daß dem Christen das Christuswort einzig gültig ist, liegt Michelhausens Bedeutung für jedes und somit auch für unser heutiges erschüttertes Christentum.

Von einer dritten Seite unternimmt Adolf Rieberle die Mahnung zum Christentum, indem er über „**Todesnot und Todesüberwindung**“ schreibt. Er beginnt — für den knappen Umfang des Bändchens allzu breit ausmalend — mit einer Schilderung der unerbittlichen Macht des Todes, dem menschlichen Grauen davor und den ohnmächtigen Versuchen des Ausweichens und Überlistens, wie sie nebst dem heutigen Vergnügungstaumel die Hinterkammern der modernen Biologie für das Körperliche, die Suggestionen der Christian Science u. a. für das Seelische zu bewirken vermeinen. Dann geht er über zu den ernststen und verantwortungsbewußten Auseinandersetzungen mit der Todesnot, die wesentlichen, in der Jetztzeit nachwirkenden Erscheinungen herausgreifend und flüchtig entfaltend, dabei einseitig auf das Todesproblem hinblickend. Ist aber die Frage nach dem Sinn des Todes nicht unlösbar verbunden mit der Sinnfrage des Lebens? So wächst dem Seelenwanderungsglauben, der von der indischen Philosophie, von Plato bis zu Nietzsche und Rud. Steiner immer wieder überzeugte Jünger fand und dem Rieberle würdigende Worte widmet, der Lebenssinn zu solch gewaltigem Ausmaß, daß er erst im Ablauf, vielleicht unzähliger Daseinsspannen, erfüllt werden kann. In anderer Weise verlegt die materialistische Weltanschauung die Unsterblichkeit in das Fortleben der Ideen, in die Geschichte. Der deutsche Humanismus hat sich durch die Kräfte der Seele und des Geistes eine Todesbesiegung verheißen. Ungenügen und Unbeweisbarkeit dieser Lösungen erachtend, läßt Rieberle nochmals, unter Zitaten aus Luther, aus dem Alten Testament, sich über die Schwere und Bitterkeit des Todes ausbreiten, um das erlösende Schlußwort, auf welches das Ganze hinzielt, aus der Tatsache der Christusauferstehung zu ziehen. Der Tod als „Sold der Sünde“, wie der Römerbrief ihn bestimmt, konnte von der Reinheit Christi allein überwunden werden und daß das Opfer Christi für die Gläubigen aller Zeiten geschah, wird hiemit zum Mahnruf, im Christenglauben den einzigen Besieger des Todes zu erkennen.

H e d w i g S c h o c h.

Besprochene Bücher.

Aubry, Octave: Sankt Helena. I. Die Gefangenschaft Napoleons. II. Der Tod des Kaisers. Eugen Kentsch Verlag, Erlench-Zh.

Julie Schloffer: Die Kindheit meiner Mutter. Furcht-Verlag, Berlin.

Georg Helbig: Der Herr der Herrlichkeit, Briefe des Johannes Michelhaus. Furcht-Verlag, Berlin.

Adolf Rieberle: Todesnot und Todesüberwindung. Furcht-Verlag, Berlin.

Bücher-Eingänge.

- Dr. Frig Ernst:** Wilhelm Tell. Blätter aus seiner Ruhmesgeschichte. Frey & Wasmuth Verlag A.-G., Zürich, 1936. 125 Seiten. Preis Fr. 4.20.
- Jean Strohl:** Olen und Büchner. Verlag der Corona, Zürich, 1936. 84 Seiten. Preis Fr. 6.—.
- Walter Ingold:** Der rote Pfeil. Ein Jugendbuch der Gegenwart. A. Francke Verlag, Bern, 1936. 174 Seiten. Preis Fr. 5.50.
- Carl Friedrich Wiegand:** Das Geispsterdorf. Roman. Verlag Huber & Co., Frauenfeld, 1936. 477 Seiten. Preis Fr. 8.50.
- Anton van Miller:** Deutsche und Juden. Soziologische Verlagsanstalt, 1936. 362 Seiten.
- Hans Zülliger:** Joachim bei den Schmugglern. Eine Erzählung aus dem Simplongebiet. A. Francke Verlag, Bern, 1936. 224 Seiten. Preis Fr. 6.—.
- Hans Richard Müller:** Confoederatio Helvetica. Die vielgestaltige Schweiz. Friedrich Bohnenberger Verlag, Zürich, 1936. 436 Seiten.
- Gerhard Kraenzlin:** Die Philosophie der Gegenwart. S. Hirzel Verlag, Leipzig, 1936. 661 Seiten. Preis Fr. 32.—.
- J. Bonaventura:** Briefe an einen jungen Freund. Verlag: Verein für kulturellen Aufbau, Zürich, 1936. 113 Seiten. Preis Fr. 3.50.
- Justus Bier:** Tilmann Riemenschneider. Ein Gedenkbuch. Zweite, erweiterte Auflage. Verlag von Anton Schroll & Cie., Wien, 1936. 32 Seiten, 96 Bildtafeln. Preis Fr. 8.80.
- Das Bruegel-Buch.** 42 Gemälde, 12 Handzeichnungen und Bildnis des Meisters. Anton Schroll & Cie., Verlag, Wien, 1936. 110 Seiten. Preis Fr. 10.40.
- Hermann Gutmacher:** Der Götlibake. Berndeutsche Erzählung. A. Francke Verlag, Bern, 1936. 239 Seiten. Preis Fr. 5.50.
- Robert Seiß:** Die Liebe alt wie die Welt. Roman. Paul Zsolnay Verlag, Wien, 1936. 600 Seiten.
- Marshall Chiang Kai-shek:** Ausgewählte Reden. Kurt Bawinkel Verlag, Heidelberg, 1936. 112 Seiten. Preis Fr. 5.60.
- Richard Zaugg:** Der Sündenfall. Roman. Schweizer Spiegel Verlag, Zürich, 1936. 280 Seiten. Preis Fr. 7.20.
- Leo Weber:** Schichtung und Vermittlung im pädagogischen Denken Georg Kerschensteiners. S. Hirzel, Verlag, Leipzig, 1936. 106 Seiten. Preis Fr. 9.60.
- Ralf Kornmann:** Ein Weg aus dem Chaos. Wahrheiten vor der Zeit. Max Niehans Verlag, Zürich u. Leipzig, 1936. 464 Seiten. Preis Fr. 9.80.
- Th. Dettli:** Man kann es auch so sehen! Glossen eines Moralisten zur Vorgeschichte der Gegenwart. Gotthelf Verlag, Bern-Leipzig, 1936. 350 Seiten. Preis Fr. 8.80.
- Orelli im Thalhof.** 1787—1937. Schultheß & Cie., Zürich.
- Prof. Dr. H. Fehr:** Die Dichtung im Recht. A. Francke Verlag, Bern, 1936. 318 Seiten. Preis Fr. 20.—.
- Simon Gfeller:** Seminarzht. Chrütli u Uchrütli us eme Jugetgarte. A. Francke Verlag, Bern, 1936. 190 Seiten. In Leinen geb. Fr. 5.20.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Versand: Zürich 2, Stodckerstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stodckerstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.

Insjeratbestellungen an A.-G. Gebr. Leemann & Co., Zürich 2.